

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339805](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339805)

dieselben völlig. Ein Jahr nachher brachen die Kabylen, welche dem Fuße des Sid-el-Djoudi folgten, in einen offenen Aufstand aus. Auf die von der Natur gebauten festen Plätze ihres Landes bauend, trotzten sie der Macht Frankreichs und verweigerten die Bezahlung der Abgaben. General Bugeaud zog gegen dieselben und vernichtete sie mit kleinem Verluste. In seinen vom Gipfel des Bilissar-Gebirges datirten Depeschen bezeichnete er von Neuem den Muth und die Intelligenz seines Generalstabs-Chef. Aber die Unterwerfung der Kabylen erzeugte wenig Gutes. Indem Abd-el-Kader immer gegen die Gebirge zu hielt, ermüdete er die französischen Truppen und die Stämme unter ihrem Schutze. General Bugeaud concentrirte seine Kräfte in der Provinz Dran, gewann die Grenze und begegnete der maurischen Armee, unter Kaiser Muley-Abderrahmann, welcher vorrückte, um sich mit den Arabern zu vereinigen. Der franz. General gewann diesen entscheidenden Sieg, in welchem er 800 todte Feinde auf dem Schlachtfelde ließ, und 18 Rosschwärme nebst 11 Kanonen eroberte. In diesem glänzenden Gefechte, welches das Schicksal des Emir's entschied, befehligte Bellissier den linken Flügel und Cavagnac das Centrum. — Kaum war ein Jahr verflossen, als die Araber von Neuem in offenen Krieg ausbrachen. Bei dieser Gelegenheit begleitete Oberst Bellissier die Stelle des Kommandanten. Damit diesem tapfern Befehlshaber Gerechtigkeit widerfahren, ist es nöthig von jenem schrecklichen Drama zu sprechen, das zu jener Zeit in den Grotten von Duled-Niah stattfand, welches der Gegenstand so langen Streites in allen Theilen der Welt war. Am 18. Juni 1846 war Bellissier zu einem Scharmügel genöthigt mit den Duled-Niah, einem Stamme, dessen Land noch niemals bezwungen wurde, was es der großen Anzahl von unzugänglichen Höhlen verdankte. Die sich zurückziehenden Horden flohen auf einen ihrer natürlichen festen Plätze. Der Botschafter, welchen Oberst Bellissier zu ihnen schickte, um ihnen eine Uebereinkunft vorzuschlagen, wurde gegen Kriegsgesetz und Menschlichkeit auf die grausamste Art ermordet. — Brennbare Stoffe wurden dann vor der Grotte aufgehäuft und ein zweiter Bote wurde hingeschickt, um sie vor der Gefahr zu warnen, die ihnen drohte, wenn sie sich weigern würden, freiwillig zu übergeben.

Der Schreckensruf dieses unglücklichen Mannes, welchen sie wie seinen Vorgänger behandelten, war das Zeichen ihres eigenen Unterganges. Der Haufe brennbarer Stoffe wurde in Brand gesetzt und in kurzer Zeit war die Höhle von Flammen umhüllt. Was sich in diesem Schmelzofen zugetragen, ist Niemand im

Stande zu sagen. Endlich erfüllte das Geschrei der Weiber die Herzen der Soldaten mit Mitleid, und viele, indem sie ihr eigenes Leben auf's Spiel setzten, stürzten durch die Flammen ins Innere der Höhle. Neunhundert verbrannte Körper wurden nachher in Haufen auf dem Boden ausgestreckt gefunden; nahe bei zweihundert athmeten noch; aber alle gingen im Laufe des Tages zu Grunde. Die Nachricht dieser schrecklichen Hinrichtung machte große Sensation in allen Theilen Europa's und besonders in Frankreich. Der National, der Courier de francais und viele andere einflußreiche Zeitungen sritten ernstlich für die Abdankung Bellissier's; die Kammer der Peers zog diesen Gegenstand in Beachtung und der Prinz von Moskowa verlangte am 12. Juli 1845 vom Kriegsminister, daß er seine Mißbilligung dieses Verfahrens öffentlich ausdrücke. Der Graf von Montalembert unterstützte das Gesuch seines Collegen und Marschall Soult (der Kriegsminister) zeigte „sein Bedauern und seine Mißbilligung dieses traurigen Vorfalles“ an. Dessen ungeachtet rückte Marschall Bugeaud mit der Verteidigung seines Lieutenants hervor und schützte die unerbitlichen Nothwendigkeiten des Krieges vor. Die Regierung anerkannte die Kraft seines Argumentes und am 22. April 1846 ward Bellissier zum Marechal de Camp ernannt.

Der neue General setzte seine Operationen fort und machte, nachdem er Besitz von mehreren Städten genommen hatte, dem Feldzuge durch die Niederlage der Anhänger von Bou-Maza ein Ende. Im Jahre 1851 wurde er von Louis Napoleon, damals Präsident der französischen Republik, zum Divisionsgeneral ernannt. In demselben Jahre begleitete er eine Zeit lang die Stelle des Gouverneurs von Algier, statt des Generals Hautpoul.

Eine erträgliche Idee von Bellissier's Charakter möge noch aus folgendem Auszuge einer Proklamation, welche er am 12. Okt. 1851 an seine Soldaten richtete, nachgetragen werden: — „Bedenket“ sagt er, „daß ihr euerem Vaterlande Alles schuldig seid. Ihr sollt zu jeder Stunde bereit sein, euch, wenn es nöthig ist, für die Größe seiner Bestimmung und die Verteidigung seiner Gesetze aufzuopfern.“ Bei der Nachricht des Staatsstreiches von Louis Napoleon versetzte er das ganze Land in Belagerungszustand und drückte sich in einer Proklamation, die er veröffentlichte, aus: „Ich bin entschlossen in jedem Falle die Ordnung in ihrer ganzen Stärke nach Innen und nach Außen aufrecht zu erhalten.“ General Bellissier wurde zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, und, das Gouvernament

von Algier dem General Randon überlassend, verreiste er nach Oran den 31. Dez. 1851. Dort war es, wo er (im Juli 1852) an die Soldaten seiner Division die Adler austheilte: „Unter diesen Adlern ist es,“ drückte er sich gegen die versammelten Truppen aus, „daß ich, der Aelteste unter euch, meine Laufbahn begann. Um dieses ruhmreiche Sinnbild haben sich Helden gesammelt; mögen sie unser Beispiel sein. Wachtet über diese eure ungetrennlichen Begleiter. Ich bin versichert, daß jeder unter euch eher zehntausendmal dem Tode trogen würde, als die Fahne verlassen.“ Kurze Zeit nach dieser Feierlichkeit marschirte Belissier auf Laghouat zu und nahm es im Sturm, welche Einnahme eine seiner glänzendsten Waffenthaten genannt werden muß. Kaiser Napoleon schrieb ihm einen freundlichen Brief, in welchem er ihm zu seinem Siege Glück wünschte.

Im Jahr 1854 übernahm General Belissier auf besonderes Ansuchen des Kaisers das Kommando über die erste Abtheilung der franz. Armee im Osten, über welche er seit dem 16. Mai 1855 Oberbefehlshaber ist. Nach der am 9. September 1855 erfolgten Einnahme von Sebastopol wurde er vom Kaiser Napoleon zum Marschall von Frankreich ernannt und am 1. August 1856, als Marschall Belissier aus der Krim zurückkam und in Marseille landete, ließ ihn der Kaiser durch seinen ersten Adjutanten, den General Roguet, begrüßen und zugleich ein kaiserliches Schreiben überreichen, das die Anzeige enthielt, es sei ihm die Herzogswürde übertragen.

Herzog v. Belissier lebt jetzt in seinem 62 igiten Lebensjahre, von welchen er 43 dem aktiven Dienste in der franz. Armee widmete.

### Vom Caffee.

Wie manche Frau, die nach den guten alten Zeiten seufzt, würde schaudern, wenn sie wüßte, daß vor nicht 200 Jahren noch Niemand weit und breit Caffee auch nur dem Namen nach gekannt; denn erst 1660 brachten einige Marsseiler Kaufleute zum ersten Mal Caffeebohnen als Curiosität aus der Levante, nebst den dazu gehörigen Geräthschaften. Arabien freilich heißt auf der Landcharte nicht vergebens das glückliche, war doch dort der Caffee schon zwei Jahrhunderte früher im Gebrauch, als bei uns in Europa.

Es soll in Aden ein Musti gelebt haben, der auf einer Reise an's rothe Meer einige Vandsleute traf, die den Caffee benutzten. Daheim fand nun der fromme

Mann, daß das neue Getränk seiner Gesundheit in Aden gerade so zuträglich sei, als draußen am rothen Meere. Und weil ihm der Kopf davon leichter wurde und der Schlaf verschwand, so empfahl er es ebenfalls den Derwischen, die des Nachts Gottesdienst zu halten hatten. Der Caffee aber schmeckte auch Leuten, die keine Musti und keine Derwische waren, und so verbreitete sich der Gebrauch von Aden auf das übrige Arabien. Ein neuer Gouverneur, der 1511 nach Mekka kam, ward indeß sehr zornig, als er Derwische im Winkel einer Moschee sitzen und Caffee trinken sah. Er jagte sie fort, der Barbar, und berief eine Versammlung von Geistlichen, Gesehkundigen und angesehenen Männern, die lang und breit disputiren mußten, um am Ende zu erklären, sie könnten nicht eins werden. Nun wurden zwei persische Aerzte berufen, die machten's kürzer und erklärten den Caffee für schädlich. Auf das hin verdamnte ihn dann auch die fromme und gelehrte Versammlung: keine Bohne durfte mehr verkauft werden, alle Vorräthe wurden verbrannt und wer das Verbot übertrat, den setzte man auf einen Esel und fährte ihn durch die Stadt.

Die Strenge dauerte aber nicht länger, als bis dem Sultan in Kairo einfiel, selber Caffee zu trinken, denn nun erklärten seine größten Gelehrten diesen plötzlich für ganz unschädlich und zulässig. Natürlich mußte jetzt auch wieder die Religion daran. Ein Zelote erregte in Kairo einen Caffeesurm: wer Caffee trinke, sei kein guter Muselman! predigte er und die Gläubigen eilten aus der Kirche in die Caffeehäuser, zertrümmerten Tassen und misshandelten die Gäste. Gestorben muß jedoch Niemand sein, sonst hätten wir jetzt sicher einen Heiligen mehr im Kalender. Aber bedenklich sah's gleichwohl aus in der Stadt, drohend standen sich die zwei Parteien gegenüber. Wieder wurden die Gelehrten gerufen und sie bestätigten in ihrem Gutachten nochmals die Unschuld des Caffees, ja, der Präsident traktirte zum Beweise nicht nur alle Herren des Collegiums mit einer Tasse, sondern er nahm auch selber eine. Dieß half!

In Constantinopel jedoch ging's langsamer, erst 1544 ward das erste Caffeehaus eröffnet, doch auch hier erklärte bald die Geistlichkeit: Caffee sei gegen den Koran! denn die Moslemin fanden, das braune Getränk halte sie besser munter als die Predigten und saßen darum mehr in den Caffeehäusern als in den Moscheen. So wurden an einem schönen Morgen alle Caffeehäuser geschlossen, so lange bis ein neuer Musti kam, welcher den Koran anders auslegte und nun mit der Geistlichkeit, dem Hofe und der ganzen Stadt nach

Herzenglust Caffee zu trinken begann. Dieß wurde auch bald so allgemein, daß nicht nur die Dienerschaft Caffeegeld erhielt, wie bei uns Trinkgeld, sondern ein besonderes Gesetz bestimmte sogar für den, heut zu Tage freilich undenkbaren Fall, in dem ein Mann seiner Frau Caffee verweigert, daß dieß ein rechtsgiltiger Scheidungsgrund sein sollte!

Das erste christlich-europäische Caffeehaus ward 1671 in Marseille eröffnet. Wenig später nur kam, gleichfalls durch einen Kaufmann, Caffee nach England und durch den Gesandten Mahommed's IV. nach Paris, wo 1762 ein Caffeehaus entstand. Wenn sich jetzt gleichwohl jede Frau mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt und mit Allem Andern eher im Herzen als mit der Furcht, hinter die Kanne setzt, drin der duftende braune Labetrant, so war das doch auch in Europa nicht immer so. Die Geistlichen eiferten fast so lebhaft wie ihre arabischen Amtsbrüder gegen das Höllengebräu und die Aerzte disputirten hitzig über das Für und Wider; konnte doch sogar der sehr gelehrte Friedrich Hoffmann den Caffee beschuldigen, die Ursache des Friesels zu sein! So mochte es denn auch mancher Eiferer nur als gerechte Strafe ansehen, daß der Arzt Cornelius von Bontede, der das erste Caffeehaus in Hamburg eingerichtet, 1687 in Berlin die Treppe hinunter fiel und den Hals brach. Gleichwohl hielt dieß das Umsichgreifen der neuen Mode nicht sonderlich auf, ja verdarb den Leuten nicht einmal den Appetit, so daß Arabien bald nicht mehr genug Caffee liefern konnte für alle die Liebhaber und Liebhaberinnen und die Leckermäuler, die nun in den Haaren zu kratzen begannen. Da half der wackre Amsterdamer Bürgermeister Nikolaus Witsen aus der Verlegenheit, indem er 1713 einige Caffeebäume nach Amsterdam kommen ließ und den Versuch machte, sie auch an andern Orten anzupflanzen. In Paris zog man im botanischen Garten mehrere Bäume aus Samen und eine dieser Pflanzen kam 1717 nach Martinique, von welchem einzigen Exemplare alle andern viel tausend Mal tausend Caffeebäume Westindiens und Brasiliens abstammen sollen. Holland gründete und verbreitete den Caffeebaum in Batavia (1723); in St. Domingo, den westindischen Inseln, sowie in Surinam wurde er von Martinique aus eingeführt und kam erst mit Ende des vorigen Jahrhunderts, als die weißen Pflanzler bei dem Negeraufstande von Domingo flüchteten, mit diesen auch nach Cuba, Jamaica und dem Festlande Amerika's, noch später endlich nach Brasilien.

Von der Verbreitung die das Caffee trinken jetzt erreicht hat, geben folgende Zahlen einigen Begriff:

Europa braucht jährlich 250 Millionen Pfund, Nordamerika 50 Millionen, im Ganzen mögen etwa 400 Millionen Pfund Caffee das Jahr über auf dem Erdball geröstet und getrunken werden. Vor hundert Jahren, wo noch aller Caffee aus Arabien kam, betrug die verbrauchte Menge etwa 10—12 Millionen Pfund, noch 1820 begnügte sich das caffeedurstige Europa mit 140 Millionen. Domingo führt jetzt 30 Millionen Pfund aus, Cuba 28, Brasilien und das übrige Festland Südamerika's 64, Java 38, Arabien 24 Millionen. Im Jahr 1832 kam auf einen Engländer ein Pfund Caffee, auf einen Dänen drei Pfund, auf einen Deutschen zwei Pfund, auf einen Schweden anderthalb Pfund. Durch diese Ausbreitung und Concurrenz und die Erleichterung des Handels überhaupt, sank der Preis des Caffee der Maßen, daß die 250 Millionen Pfund, welche jetzt verbraucht werden, gerade soviel kosten und nicht mehr als 140 Millionen Pfund 1820. Wer nun für seine Portion Caffee saß nur noch die Hälfte zahlt wie vor dreißig Jahren, der wird die Vorzüge des erleichterten Verkehrs und verbreiteten Handels einsehen ohne erst noch besonders Staatsökonomie und Handelswissenschaften studieren zu müssen.

Wie der Caffee schmeckt, das weiß Jeder, seine Bereitung ist auch kein besondres Geheimmittel, wenn gleichwohl der Wanderer nicht überall mittrinken möchte, wo Caffee getrunken wird; hat er es doch selber schon erlebt, daß der Name das Beste gewesen an dem aufgestellten Getränke und ist in Versuchung gekommen, nachher noch einen Zahnstocher zu verlangen. Mag indessen der Caffee sein wie er will und mag man von ihm denken was man will, das Gute muß man ihm doch nachsagen, daß er jetzt dem leidigen Branntweintrinken ritterlich entgegen arbeitet, wie er ja auch eine Hauptursache ist, daß das frühere allgemeine und starke Weintrinken abgenommen. Beim Frühstück hat die Caffeeanne heut zu Tage wohl ziemlich unbestritten die Herrschaft erlangt, wenn gleich die Araber nicht zugeben wollen, daß man den Caffee so nüchtern trinke: habe man nichts Andres zu essen, rathen sie, so soll man einen Knopf vom Rock abbeißen und verschlucken! Freilich trinken die Araber ihren Caffee ohne Milch und Zucker und wer obendrein noch die Zwiebacke sticht, die in Christenlanden gewöhnlich auch aus den Caffeeatassen herausgucken, der kann höchstens zur Vorsicht rathen, daß nicht etwa die Knöpfe von selbst losspringen!

## Das heilige Blut auf der Insel Reichenau,

(1½ Stunde von Konstanz.)

Im Jahr 799 lebte zu Jerusalem ein saragenischer Fürst, Namens Azan, der gerne mit dem weitberühmten Kaiser Karl dem Großen Bekanntschaft gemacht hätte. Er wußte, daß Karl der Große Nichts höher schätzte, als heilige Sachen, darum ließ er ihm einige sehr schätzbare Heiligtümer anbieten, im Fall sich Karl dazu verstehen würde, an einem dritten Orte mit ihm zusammen zu kommen. Rom wurde dazu erwählt, und beide Fürsten machten sich auf den Weg. Aber Azan wurde in Folge einer schweren Krankheit geandthigt, auf der Insel Corsika, wo sie den Fürsten auf dem Krankenlager fanden; sie überbrachten ihm von dem Kaiser herrliche Geschenke, und erhielten von dem Fürsten als Gegengeschenk viele Reliquien und orientalische Kostbarkeiten: unter andern ein kostbares güldenes Kreuz von anderthalb Zoll Größe, in welchem das Blut des Heilandes mit einem Stücklein vom Kreuzesholz eingeschlossen war.

Mit diesen Geschenken kehrte Waldo und Hunfried nach Hause. Der Kaiser, hoch erfreut über die Gaben, erlaubte den Beiden, sich eine Gnade auszubitten. Abt Waldo erbat sich einige Privilegien für sein Kloster. Hunfried aber wünschte das genannte Kreuz. Aber nur mit Mühe gewährte der Kaiser dem Grafen seine Bitte.

Als Hunfried den köstlichen Schatz erlangt hatte, zog er sich auf seine Burg in Rhätien zurück, um seinem Seelenheile abzuwarten. Er erbaute zu Gottes und des h. Bluts Ehren das Sisti Selenis, in welchem er das Heiligthum verehrte. Hunfried starb im Jahr 823, und hinterließ das Heiligthum seinem jüngeren Bruder Adalbert.

Als dieser im Jahr 824 von Graf Ruodpert bekriegt und aus dem Seinigen vertrieben wurde, suchte er Hülfe bei seinem Bruder, Graf Burkhard in Histrien. Von diesem unterstützt, zog er gegen Ruodpert und überwand ihn — so erzählt die Legende — mit Hülfe des heiligen-Bluts, das er im Treffen bei Zizers bei sich trug. Nach seinem Tod, im Jahr 846, erhielt sein Sohn Udalrich das Kleinod; als aber dieser

im Jahr 833 starb, und nur eine Tochter, Namens Emma, hinterließ, so kam es auf die Familie der Grafen von Lenzburg, in die sich Emma verheiratete.

Udalrich, der Sohn Emma's und des Grafen Arnold von Lenzburg, bewarb sich um die Hand der Tochter des Grafen Waltharius von Kyburg und der Suanahilde. Er erhielt sie nur unter der Bedingung, wenn er das Kreuz mit dem heiligen Blut ihnen abtreten würde. Bei Udalrich überwand die Liebe, und er überließ es wirklich seinen Schwiegereltern.

Waltharius und Suanahilde fühlten sich ungemein glücklich im Besitze des Kleinods, und stellten es in ihrer Schloßkapelle auf. Als im Jahr 919 Herzog Burkhard von Alemannien den Grafen Waltharius zur Osterzeit unvermuthet in seiner Burg Zurzach überfiel, und dieselbe der Uebergabe nahe war, da ging die Gräfin Suanahilde mit dem Kreuzlein des heiligen Bluts in den Händen dem Feind entgegen, und bat ihn um Gott's Willen, und wegen der heiligen Zeit, von seiner Feindseligkeit abzustehen. Aber die Feinde hörten nicht auf ihre Bitte. Erst, als einer der feindlichen Anführer durch einen Steinwurf aus der Burg getödtet wurde, hoben die Feinde die Belagerung auf. Das schrieb man der Kraft des heiligen Bluts zu.

Als die Gräfin einmal ihren Bruder Udalrich, der Mönch in der Reichenau war, besuchen wollte, nahm ihr Kaplan das heilige Blut mit dahin, ohne daß sie etwas davon wußte. Doch sie ließ es geschwehen, als sie davon hörte, und stellte es, im Kloster angekommen, in ein Gemach, wo sie ein Licht vor demselben brennen ließ. Das reizte die Neugierde der Mönche. Als sie nach langem Bitten von ihr erfuhren, was es sei, drangen sie in die Gräfin, bis sie es ihnen erlaubte, das Heiligthum in der Kirche verwahren zu dürfen. Späterhin wurde die Gräfin von ihrem Bruder und fünfzehn der älteren Mönche gebeten, dasselbe dem Kloster zu überlassen. Das Einzige, was sie von der Gräfin erlangten, war: daß das Heiligthum nach ihrem und ihres Gemahls Hinscheid an das Kloster kommen sollte. Damit waren die Mönche zufrieden.

Nun brach Suanahilde von der Reichenau wieder auf, um nach Zurzach zurückzukehren. Unterwegs aber erkrankte sie so gefährlich, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Da trat einer ihrer Hofleute, Namens Tongolf, vor sie, und stellte ihr vor, daß ihre Krankheit eine Strafe von Gott sei, dafür, daß sie dem Kloster Reichenau das Heiligthum verweigert habe. Die Worte Tongolfs gingen der Gräfin ans Herz, und sogleich befahl sie, daß man das Heiligthum

in die Reichenau zurückbringe. Sieh' da, welch' ein Wunder! die Gräfin stand frisch und gesund von ihrem Krankenlager auf, so bald ihr Befehl ergangen war. Des andern Tags schon kam das Heiligthum in der Reichenau an. Eine innige Freude erfüllte das ganze Convent: die Mönche stellten eine Prozession an, bei welcher sie das Heiligthum mit bloßen Füßen um das Kloster herum, dann in die Kirche hineintrugen und auf dem Hochaltar aufstellten. Das geschah im Jahr 925 den 7. Weinmonat.

Also lautet die Geschichte vom heiligen Blut, das noch jetzt in der Reichenau aufbewahrt und gezeigt wird. Das Heiligthum besteht aus einem goldenen Kreuzlein, mit der griechischen Aufschrift: „Herr hilf dem Hilarius, dem Herrn und Vorgesetzten des Klosters ober Ortes Tzeretba (Tzeretbas).“ Das im Kreuzlein befindliche heilige Blut erscheint wie eine dunkle schwarze Erde, die angeblich mit dem heiligen Blut getränkt sein soll. Das Kreuzlein mit dem heiligen Blut wird unter dreifachem Schloß und Riegel bewahrt, und nur bei feierlichen Veranlassungen den Gläubigen gezeigt.

(Seerosen.)

### Die deutsche Nähadel.

Mancher Schneider schreibt sich seines Namens und seiner Nadel zu schämen und will lieber Kleidermacher oder Kleiderfabrikant heißen, auch wohl gar statt des deutschen einen französischen Namen auf seiner Schneiderfirma führen, und doch ist die Nähadel aller Ehren werth und hat schon manchen Mann, der sie recht zu führen wußte, reich und glücklich gemacht, wie folgende Geschichte zeigt.

Vor beinahe hundert Jahren wurde in dem Dorfe Kippenheim bei Mahlberg im Großherzogthum Baden Georg Stulz geboren. Sein Vater war ein ehrfamer Schneider und der Sohn wählte dasselbe Handwerk zu seinem Lebensberuf. Der Alte dachte schon daran, sich in Ruhe zu setzen und seinem Sohn die Kundschaft zu übergeben, allein dieser sehnte sich in seiner Schneiderkunst zu vervollkommen. Er geht auf die Wanderschaft, findet in der Hauptstadt seines Vaterlandes Arbeit und noch dazu beim Hoffschneider, geht von da nach Frankfurt am Main und endlich nach Genf, wo er Gelegenheit findet, die französische Sprache zu erlernen. In Genf wird er mit dem Diener eines reichen Engländers näher bekannt und bekommt Lust, die weltberühmte Stadt London zu sehen. Da der junge flinke Schneider dem englischen Lord gefällt, wird sein Wunsch erfüllt, er hält mit seiner Näh-

nadel seinen Einzug in die große Weltstadt. Bald hat er die Landessprache erlernt, so daß er es wagen konnte, sich selbstständig niederzulassen und sich in dem Kreise seines Gönners eine Kundschaft zu erwerben. Die deutsche Nähadel hatte Glück, sie war vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig und brachte ihrem Herrn einen guten Taglohn ein, der damit sparsam haushalten wußte. Da sich der deutsche Schneider in die tollen Grillen der englischen Mode zu finden wußte, konnte er sein Geschäft immer mehr erweitern, sich einen Gesellen nach dem andern zulegen und zuletzt in der Hauptstraße der City sich ein Kleidermagazin anlegen. Die Kundschaft des deutschen Schneiders wurde immer größer und selbst der König, einige Herzoge und Grafen ließen bei ihm arbeiten und mit der Arbeit wuchs auch sein Vermögen. Er wurde zuletzt so reich, daß man seine Ersparnisse nahe auf eine Million schätzte: Das alles hat die deutsche Nähadel in dem großen London eingebracht.

Der deutsche Schneider blieb ein Hagestolz, weil seine erste Liebe ihm untreu geworden war, doch nahm er sich seiner armen Verwandten und namentlich der Kinder seiner Geschwister an, denen er eine gute Erziehung gab, so daß ein weiter Kreis von Neffen und Nichten ihm ihr Lebensglück verdankten. Dabei war er gegen Arme und Nothleidende höchst wohlthätig und gründete in London ein Krankenhaus für arme deutsche Handwerker, das noch heute eine große Wohlthat für Viele ist.

So hatte Stulz länger als 30 Jahre in London gelebt, er war reich, aber auch kränklich geworden und sehnte sich nach einem stillen Ruheplätzchen. Er wollte in seine alte Heimath zurück, allein die Aerzte ratheten ihm, ein milderes Klima zu wählen und so ließ er sich in Hyeres am Mittelmeer, nicht weit von Toulon, in einer paradiesischen Gegend nieder. Sein Landhaus, das er bewohnte, war ein geschmackvoller Palast mit allen Zierrathen versehen und sein Garten erlangte bald eine solche Berühmtheit, daß man aus weiter Ferne kam, um ihn zu sehen. Seiner alten Heimath gedachte er allezeit dankbar, ließ in seinem Geburtsort ein Krankenhaus errichten, schenkte 80,000 Gulden für das Waisenhaus in Nichtenhal, setzte für das Seminar und die Gewerbschule in Karlsruhe bedeutende Legate aus und bestimmte eine Summe für seinen Geburtsort, um von den Zinsen jährlich zwei arme Knaben bei Erlernung ihres Handwerks zu unterstützen.

Der deutsche Schneider Georg Stulz liegt zwar auf französischem Boden begraben, ein einfacher Obelisk,

von Dattelpalmen beschattet, bedeckt sein Grab, allein sein Name gereicht den deutschen Schneidern zur Ehre, denen wir auch so eine Glücksnadel, aber auch dieselbe Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und Religiosität wünschen, wie sie dem Georg Stulz bis an sein Lebensende zur Freude gereichten.

### Hoher Werth des Bartes.

Es ist bekannt, daß bei den Arabern, ja bei den meisten Morgenländern, der Bart als die höchste Zierde und der Schmuck des Mannes gilt und der Schwur bei seinem Barte der größte ist, den er unverbrüchlich hält. Aber auch bei den Christen galt im Mittelalter der Bart als der unveräußerliche Schmuck des Mannes und als ein köstliches Pfand, wie der hier erzählte Fall aus den Zeiten der Kreuzzüge bezeugt.

Wilhelm von Tyrus hatte in seinem Gefolge eine Menge edler Kämpen, mit welchen er häufige Züge gegen die Türken unternahm. Allein die erste Begeisterung der Kreuzfahrer war bereits erloschen, die meisten waren nach Europa zurückgekehrt, die Türken hatten sich von ihrem Schrecken erholt und die Franken im Morgenlande hatten Mähe, sich in ihren Eroberungen zu behaupten, und konnten nicht daran denken, neue zu machen. Wilhelm vertröstete daher seine Getreuen von Tag zu Tag, an welchen er ihnen den rückständigen Sold bezahlen wollte, und setzte endlich seinen Bart zum Pfande, daß er sie innerhalb einer bestimmten Zeit befriedigen wolle. Indessen vermählte er sich mit der schönen Tochter des Armeniers Gabriel, Herzogs von Melitene, und sein Gefolge lebte vergnügte Tage am Hofe des reichen Mannes. Eines Tages aber drangen viele, man weiß nicht genau, ob nach gemeinschaftlicher Verabredung mit ihrem Lehensherrscher, oder weil ihnen die Gelegenheit günstig schien, während der Tafel mit lauten und ungestümen Worten in ihn, entweder zu zahlen oder ihnen das versprochene Pfand auszuliefern.

Der alte Herzog erfuhr durch seinen Dolmetscher die Ursache des sonderbaren Austrittes und wendete sich erstaunt an seinen Schwiegersohn, und fragte, ob er die Wahrheit vernommen. Und Wilhelm von Tyrus gestand, er habe wirklich das nun geforderte Pfand eingesetzt. „Wie,“ entgegnete Sener, indem er die Hände über dem Haupte voll Schrecken zusammenschlug, „wie, du konntest es wagen, nur ein einziges Haar einzusetzen? Welch eine Schmach!“

„Die Noth, die unerbittliche, hat mich dazu gezwungen; aber ich bin bereit, mich meines Schmuckes zu entäußern und das Pfand zu übergeben.“

„Das verhüte der Himmel,“ sagte Gabriel, „daß ich je eine solche Schande auf mein Geschlecht lade!“ Und nach diesen Worten fragte er um die Summe der Schuld, übergab dem Gefolge dreißig Tausend Goldstücke und löste so den Bart seines Schwiegersohnes.

### Merkyerse zur Lebensverlängerungskunst.

Von Hufeland.

Iß mäßig stets und ohne Hast,  
Daß du nie fühlst des Magens Last;  
Genieß' es auch mit frohem Muth,  
So gibt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nährt, stärket und macht warm,  
Die Pflanzenkost erschläßt den Darm;  
Sie kühlet und eröffnet gut,  
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab,  
Es labt, erfrischt und kühlet ab,  
Doch über Allen steht das Brod,  
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brod.  
Iß es uns täglich, lieber Gott!  
Ja, jede Speiße kann allein  
Mit Brod nur uns gesegnet sein.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer,  
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;  
Gewürze ganz dem Feuer gleich,  
Es wärmet, aber zündet leicht.

### Der Brand der Rheinbrücke in Konstanz,

am 1. Juni 1856.

(Mit Abbildung.)

Nach einer im Archiv der Stadt Konstanz aufbewahrten Chronik wurde diese Brücke von dem Grafen Eberhard von Rohrdorf im Jahre 930 erbaut, und wie dieselbe Chronik sagt, ganz von Holz. Im Jahre 1160 wurde am Eingang der Brücke der noch jetzt stehende Rheinhorthurm angebaut. 1540—1543 wurde jedoch die im Laufe der Zeit beschädigte Brücke wieder renovirt, wozu 105 neue Pfähle von Eichenholz, durchschnittlich 67' lang verwendet wurden, und im Jahre 1548 fiel der geschichtlich bekannte Kampf auf derselben zwischen 6000 Spaniern und den Bürgern von Konstanz vor, wobei sich unter den Letztern namentlich ein Metzger durch seine Tapferkeit aus-

zeichnete. Die Spanier wurden zurückgeschlagen. In der Hitze des Kampfes gerieth die Brücke in Feuer, es brannte jedoch nur ein Joch derselben nieder. Was die Mühle, die auf derselben stand, betrifft, so fing man sie im Jahre 1428 zu bauen an und vollendete diesen Bau mit einem großen Kostenaufwand im folgenden Jahre, aber schon 1430 schlug der Blitz in dieselbe, wodurch sie bis auf das Wasser niederbrannte. In welchem Jahre der Wiederaufbau derselben erfolgte, kann nicht genau angegeben werden, allein man findet in der Chronik, daß dieselbe 1437 schon wieder im Gange war. 1580 den 2. März wurde der erste Pfahl zur Mühle an der Brücke geschlagen. Es scheint daher, daß die im Jahre 1428 erbaute Mühle an einer andern Stelle stand, oder in der Zwischenzeit wieder verbrannte. Der Bau vom Jahre 1580 kostete 25,462 fl., was nach dem damaligen Geldwerthe eine sehr hohe Summe war. Es wurden, wie die Chronik sagt, 7931 Eichen, 2499 Tannen und 161 Buchen dazu verwendet. Im Jahre 1675 am 12. August brach in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr in der Rheinmühle Feuer aus — Brücke und Mühle brannten auf den Grund nieder, auch ein Knecht fand in den Flammen den Tod. Im darauf folgenden Jahre fing man die Brücke und Mühle neu zu bauen an, und 1678 ward Brücke und Mühle ganz hergestellt. Im Jahr 1798 wurde sie jedoch durch die Franzosen wieder aufgehoben, um den in Petershausen stehenden Oesterreichern den Uebergang über den Rhein zu verhüten, und im Jahr 1802 wurde die Brücke in der Weise erbaut, wie sie nun am 1. Juni 1856 sammt der Mühle Veranlassung gab zu einem merkwürdigen aber schreckenerregenden Ereigniß. — Auf einen regnerischen, stürmischen Tag folgte eine helle und ruhige Nacht. Mit großer Hoffnung konnte man einem heitern und schönen Junntag entgegensehen. Die ganze Stadt war ruhig; Alles lag im tiefen Schlummer, nichts ahnend von dem nahe bevorstehenden Unglück. Die Mitternachtsstunde war bereits vorbei und Alles war noch in völliger Ruhe. Die Glocke hatte schon 2 Uhr geschlagen und der funkelnde Morgenstern, der einen hellen und freumblichen Tag anzukündigen schien, wurde allmählig matter. Auf einmal vernahm man auf den Straßen ungewöhnliches Geräusch und einen seltsamen Lärm und bald hörte man den schauerlichen Feuerruf. Auch die Sturmlocke ertönte vom Domthurme und weckte die noch schlummernden Einwohner. Angst und Schrecken erfüllten Aller Herz, als man schon ein helles Leuchten in den Straßen und dicke Rauchwolken mit Feuerflammen vermischt empor-

steigen sah. Auf den Straßen lief man immer eiliger; Feuerspritzen rasselten auf dem Pflaster in furchtbarer Hast. Der Himmel war feurig roth, und einen Regen von glühenden Funken konnte man von Ferne erblicken. Die Menge ward immer größer, das Gedränge immer furchtbarer, das brausende Getümmel immer gewaltiger, je mehr man sich zum Brandorte näherte. Mächtige Rauchsäulen wirbelten von der Höhe herunter, und die Flammen sah man über die Häuser ihre feurigen Zungen hinströcken. Angelangt an dem Unglücksorte, war Brücke und Mühle von dem wilden Element bereits so ergriffen, daß Alles gleichsam nur eine Flamme bildete. Die darauf wohnenden Müllerleute sammt Gefinde (bis auf den Mühlenmacher und Säger, die hiebei ihren Tod fanden), konnten nur mit Mühe das nackte Leben retten; ihre sämmtliche Habe aber mußten sie dem Feuermeer überlassen. Die Flammen brachen aus den Fenstern der Mühle und Seitenöffnungen der Brücke mächtig hervor und wirbelten, zu einer ungeheuren Feuerwolke zusammengebrängt, aus dem entzündeten Dach. Der Rhein rauschte wogend darunter hinweg und über ihm schwebten drohend die lodernnden Flammen. Ein unermesslicher Menschenhaufen wogte, von Entsetzen und Entsetzen gefesselt, auf dem eingeschränkten, durch die Feuer säule erleuchteten Plage. Funken und glühende Fruchtkörner flogen haufenweise in die Höhe, fielen sodann herunter und wurden von den Wogen gierig verschlungen. Hier sahen Rettungs-Wagen, dort liefen, wie betäubt, Menschen mit Kleinigkeiten, die sie gerettet hatten, eilig davon, während Polizeidiener und Soldaten die Neugierigen aufforderten Reihen zu bilden, um das Wasser in Schläuchen von dem nahe dabei befindlichen kleinern Kanale wie auch aus dem Rheine selbst bis zu den Spritzen zu liefern. Ohngeachtet aller Anstrengung vermochte man jedoch von der Brücke und Mühle nichts mehr zu retten, als einige Joche der letztern, weil das wilde Element in gar kurzer Zeit um sich gegriffen hatte, und es überhaupt sehr schwierig und höchst gefährlich war dem Brande beizukommen. Nur den vereinten Kräften der herbeigeeilten Löschmannschaften gelang es den an der Brücke im Jahre 1160 angebauten Rheinhorthurm und die daran befindliche Fabrik zu retten. Immer nahm der Brand zu; krachend und brennend fiel das Gebälk hinunter in die Flutken des Rheins, und merkwürdig war es zu sehen, wie sich die schon brennenden Mähleräder immer noch im Wasser bewegten. Herrlich spiegelte sich der Brand in dem Rheinstrome und beleuchtete die beiden Ufer des Sees und die nahe gelegene Gegend. Die wüthenden Flam-